

Cees Nooteboom Rituale Roman

Suhrkamp



Das Amsterdam der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre ist Schauplatz dieses Romans. Inni Wintrop will auf seiner Toilette Selbstmord begehen, »weil er in seinem Horoskop für ›Het Parook‹ prophezeit hatte, seine Frau werde mit einem anderen durchbrennen und er, der ja ein Löwe war, würde dann Selbstmord begehen. Es war eine treffende Prophezeiung.« Doch wie der Tod so spielt, der Strick reißt. Mit neuer Aufmerksamkeit beobachtet Inni die Menschen in seiner Stadt. Er beobachtet die Rituale, die Hilfskonstruktionen, mit denen sie versuchen, der verrinnenden Zeit, dem Gaukelspiel der Erinnerungen, der persönlichen Geschichte den Anschein des Sinnvollen zu geben. In *Rituale* legt Cees Nooteboom heiter und melancholisch Zeugnis ab von der weltschaffenden, welterzeugenden Kraft seines souveränen, leichten wie philosophischen Erzählens, seiner Fähigkeit, das Sein zum Schein und den Schein zum Sein zu verwandeln; und in diesem Sinne schreibt Rüdiger Safranski über ihn: »Vielleicht gibt es einen narrativen Gottesbeweis. Ich habe Cees Nooteboom im Verdacht, daß er mit ihm liebäugelt.«

»Die Qualität von Nootebooms Schreiben ist wahrhaft hinreißend. Nicht nur stimmen seine Figuren und die mit böser Phantasie ausgedachten Geschichten, nicht nur ist seine These klug, bedenkenswert und existentiell beunruhigend, sondern auch sein Stil ist einzigartig intelligent.« *Neue Zürcher Zeitung*

Cees Nooteboom, geboren 1933 in Den Haag, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Die Originalausgabe erschien 1980 unter dem Titel *Rituelen* bei B. V. Uitgeverij De Arbeiderspers, Amsterdam.

Umschlagfoto: Anne-Marie Hochkeppler & Edith Schmitt/Uschi Nakaten Art Productions, Düsseldorf

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Erstausgabe im Suhrkamp Hauptprogramm, 1985.

© Cees Nooteboom 1980

Copyright der deutschen Ausgabe in der Übersetzung von Hans Herrfurth: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1985

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Göllner, Michels, Zegarzewski

eISBN 978-3-518-73514-5

www.suhrkamp.de

Cees Nooteboom
Rituale

Roman

Suhrkamp

Inhalt

1 Intermezzo 1963

2 Arnold Taads 1953

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16

3 Philip Taads 1973

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

11

12

13

Niemand ist im Grunde toleranter als ich. Es gibt Gründe, alle Meinungen zu vertreten; nicht daß meine nicht sehr entschieden wären, aber ich verstehe, daß ein Mensch, der unter Umständen gelebt hat, die den meinen entgegengesetzt sind, auch gegensätzliche Auffassungen hat.

Stendhal, Entwurf zu einem Artikel, 1832

1 Intermezzo

1963

Und allen Plänen gegenüber begleitet mich die Frage: »Was soll der Unsinn?«; eine Frage, die überhaupt ganz und gar von mir Besitz zu nehmen droht.

Theodor Fontane

An dem Tag, als Inni Wintrop Selbstmord beging, standen die Philips-Aktien auf 149,60. Der Schlußkurs der Amsterdamer Bank hielt sich auf 375, und Scheepvaart Unie war auf 141,50 gesunken. Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will. Wenn Inni sich überhaupt an etwas erinnerte, dann war es das: wie die Börsenkurse standen, daß der Mond in die Gracht schien und daß er sich in seinem WC aufhängte, weil er in seinem Horoskop für »Het Parool« prophezeit hatte, seine Frau werde mit einem anderen durchbrennen und er, der ja ein Löwe war, würde dann Selbstmord begehen. Es war eine treffende Prophezeiung. Zita brannte mit einem Italiener durch, und Inni beging Selbstmord. Ein Gedicht von Bloem hatte er auch noch gelesen, aber welches, das wußte er nicht mehr. Der Hund, dieses eigenwillige Tier, versagte in dieser Hinsicht völlig.

Sechs Jahre zuvor hatte er genau dort an der Prinsengracht, auf den Stufen des Justizpalastes, eine Nacht vor seiner Heirat, ebenso echte Tränen geweint wie Zita, als er sie in der Valeriusstraat, in einem Zimmer voller Frösche und Gewürm, entjungferte. Der Grund war der gleiche: dunkle Vorahnungen und eine unergründliche Angst, an seinem Leben irgend etwas zu verändern, sei es auch nur durch ein Zeichen oder eine Zeremonie.

Er liebte Zita sehr. Insgeheim, nur bei sich selbst, nannte er sie die Prinzessin von Namibia. Sie hatte ja schließlich grüne Augen, glänzendes rotes Haar und eine zarte, rosige Haut – alles Merkmale des namibischen

Hochadels. Und sie konnte eine stille, zurückhaltende Verwunderung zeigen, die in allen Provinzen Namibias als eine wahre Tugend der Aristokratie galt. Zita liebte Inni vielleicht sogar noch viel mehr. Schiefgegangen war alles nur, weil Inni sich selbst nicht liebte. Natürlich gab es auch Leute, die behaupteten, es komme daher, daß beide so blödsinnige Namen hatten, doch sowohl Inni (Inigo nach dem berühmten englischen Architekten) als auch Zita (die Mutter der Prinzessin von Namibia war eine Anhängerin des Hauses Habsburg) wußten, daß der fremdländische Klang ihrer Namen sie über den Rest der Welt erhob und von ihm fernhielt. So konnten sie ganze Stunden im Bett verbringen mit Inni Inni Zita Zita, und bei besonderen Gelegenheiten auch mit samtweichen Varianten, wie etwa Zinni, Ita, Inizita, Zinnininita und Itizita, Paarungen von Namen und Leibern, die sie, war's nach ihnen gegangen, ewig hätten fort dauern lassen. Doch es gibt nun einmal keine größere Feindschaft als die zwischen der Gesamtheit der Zeit und einem ihrer willkürlichen, abgesplitterten Bruchstücke. Das ging also nicht.

Inni Wintrop, jetzt schon recht kahl, dazumal aber mit einem für die Zeit langen und eigenwilligen goldenen Haarschopf, unterschied sich von vielen seiner Altersgenossen dadurch, daß er die Nacht nicht allein verbringen konnte, ein bißchen Geld besaß und mitunter Visionen hatte. Des weiteren handelte er auch mal mit Gemälden, schrieb Horoskope für »Het Parool«, kannte viele Gedichte der niederländischen Literatur auswendig und verfolgte die Börse sowie den Warenmarkt genauestens. Politische Überzeugungen, ganz gleich welcher Richtung, betrachtete er als mehr oder minder gemilderte Formen der Gemütskrankheit. Und für sich selbst hatte er in der Welt den Platz des Dilettanten im italienischen Sinne des Wortes reserviert. Das alles, von seiner Umgebung als Widersprüche aufgefaßt, wurde in Amsterdam, je mehr die sechziger Jahre sich entfalteten, immer schmerzlicher fühlbar. »Inni lebt in zwei Welten«, sagten seine sehr unterschiedlich veranlagten Freunde, die selbst nur in *einer* Welt lebten. Doch Inni, der bereit war, zu jedem Zeitpunkt des Tages sich selbst zu hassen – auf Befehl, wenn's sein mußte –, bildete hier eine

Ausnahme. Hätte er je eine Ambition gehabt, er wäre bereit gewesen, sich als Versager zu betrachten. Aber er hatte keine und sah das Leben wie einen Klub, der sich ein bißchen merkwürdig ausnahm, dem man nur zufällig beigetreten war und aus dessen Mitgliedsliste man sich ohne Angabe von Gründen streichen lassen konnte. Er hatte schon beschlossen, aus dem Klub auszutreten, falls die Zusammenkunft zu langweilig werden sollte.

Wie langweilig aber ist Langeweile? Oft hatte es den Anschein, als sei dieser Zeitpunkt schon da. Inni lag dann tagelang auf dem Fußboden, den Kopf in die marternden Kerben der chinesischen Rohrmatte gedrückt, so daß schachbrettförmige Muster auf seiner ziemlich zarten Haut entstanden. Schwelgen nannte Zita das, doch sie begriff, daß es echter Seelenkummer war, was da aus einem tiefen, unsichtbaren Quell emporbrodelte, und sie pflegte Inni an solchen trüben Tagen, so gut sie konnte. Meistens endete das Schwelgen mit einer Vision. Dann reckte Inni sich aus den Folterungen der Matte hoch, winkte Zita heran und schilderte ihr die Gestalten, die ihm soeben erschienen waren und was sie von sich gegeben hatten.

Seit der Nacht, in der Inni auf den Stufen des Justizpalastes geweint hatte, waren Jahre vergangen. Zita und Inni hatten gegessen und getrunken und waren gereist. Inni hatte durch Nickel Geld eingebüßt und durch Aquarelle der Den Haager Schule Geld verdient. Er hatte seine Horoskope geschrieben und Kochrezepte für »Elegance«. Zita hätte beinahe ein Kind bekommen, aber diesmal konnte Inni seine Angst vor Veränderungen nicht zügeln und befahl, den Zugang zur Welt, die ihn selbst letztlich auch nicht interessierte, abzusperren. Damit hatte er die überhaupt größte Veränderung besiegelt, nämlich daß Zita ihn verlassen würde. Inni bemerkte davon nur die ersten Schatten: Ihre Haut trocknete ein, manchmal sahen ihre Augen an ihm vorbei, und sie sprach seinen Namen weniger oft aus. Aber er brachte diese Zeichen ausschließlich mit ihrem Schicksal in Zusammenhang, nicht mit dem seinigen.

Es ist eine Eigenart der Zeit, daß sie später so kompakt erscheint, als ein unteilbarer, massiver Gegenstand, als eine Speise mit nur *einem* Geruch und nur *einem* Geschmack. Inni, dem die Ausdrucksweise der modernen Poesie vertraut war, bezeichnete sich zu dieser Zeit gern als »ein Loch«, als einen Abwesenden, als jemanden, den es gar nicht gibt. Er meinte damit, im Gegensatz zu den Dichtern, nichts Bedeutsames. Es war für ihn eher ein sozialer Kommentar zu der Tatsache, daß er mit den verschiedenartigsten Menschen umzugehen verstand. Ein Loch, ein Chamäleon, jemand, in den man alles einsetzen konnte, ob Haltung oder Akzent, das war ihm völlig gleichgültig. Und Amsterdam bot alle Möglichkeiten für Mimikry. »Du lebst nicht«, hatte sein Freund, der Schriftsteller, einmal gesagt, »du läßt dich ablenken«, und Inni hatte das als Kompliment aufgefaßt. Er fand, daß er in einer Eckkneipe seine Rolle genausogut spielte wie in einer Aktionärsversammlung. Lediglich die Frisur und die Kleidung waren mitunter ein Problem. Doch als in diesen Jahren ganz Amsterdam chamäleonartig wurde, als man im Hinblick auf die Kleidung schon im voraus die klassenlose Gesellschaft verkündete und es nichts mehr ausmachte, wer wann und wo was anzog, erlebte Inni die glücklichste Zeit seines Daseins – sofern in seinem Leben von so etwas überhaupt die Rede sein konnte.

Bei Zita war das anders. Selbst die unüberschaubaren Reserven von Namibia erschöpfen sich. Es gibt Frauen, die so treu sind, daß nur eine einmalige Untreue sie vor einer sicheren Katastrophe retten kann. Inni hätte das vielleicht durchschauen können, doch irgendwo in dem unteilbaren Kuchen der unauffindbaren Zeit hatte er aufgehört, auf Zita zu achten, und, was noch schlimmer war, durch alle Schatten und Vorzeichen hindurch schlief er, während er sie allmählich vergaß, immer öfter mit ihr, so daß Zita ihre Liebe langsam, aber gründlich diesem immer seltsamer werdenden Mann entzog, der sie, obwohl er sie aufeilte, streichelte, leckte und fertig werden ließ, mitunter tagelang gar nicht bemerkte. So wurden Inni und Zita zwei vollendete Lustmaschinen, schön anzusehen, Zierat der Stadt, Traumbilder auf den Parties von Haffy Keizer und Dick Holthaus. Wenn sie allein war, blieb Zita schon noch ganz gern vor einem

Schaufenster mit Kinderbekleidung stehen. Dann erschauerte sie vor verborgener Rachsucht, und zwar meistens dann – das kann nur der große, platonische Elektronenrechner sehen, der alles einspeichert –, wenn Inni sich in irgendeiner europäischen Hauptstadt in einer schlampigen Bude von einer Hure oder einem Teenager in Jeans verarztet ließ oder wenn er irgendwo an einem Spieltisch einen Coup landete, indem er sechsmal hintereinander »banco« rief. Dem behutsam näher schleichenden südländischen Mann, angelockt durch den raublustigen Zug in dem weißen, von rotem Haar umrandeten Frauengesicht vor der Schaufensterscheibe, schenkte Zita keine Beachtung. Ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Es war das Amsterdam vor der Provo-Bewegung, vor den Krawallmachern und vor den langen, heißen Sommern. Doch an vielen Stellen in diesem magischen Halbkreis verstärkte sich die Unruhe. Es schien schon sehr lange her zu sein, daß Niederländisch-Indien auf einer der letzten Seiten des vaterländischen Geschichtsbuches untertauchte, auf einer Seite, die später so ganz anders neu geschrieben werden sollte. Korea war mit einem Lineal zweigeteilt worden, und zwar durch etwas, was manche den unabdingbaren Lauf der Geschichte nennen. Und es gab schon Leute, die wußten, daß in Vietnam die Saat aufgehen würde. Fische begannen an Dingen zu sterben, an denen Fische früher nicht gestorben waren, und die Gesichter in den immer länger werdenden Autoschlangen auf den Straßen zeigten das Gemisch aus Frustration und Aggression, das die siebziger Jahre so einmalig machen sollte. Aber kaum jemand schien zu wissen, daß die Natur, die Mutter aller Dinge, schon bald nicht mehr mitmachen würde und das Ende der verfaulten Zeiten sehr nahe war, und diesmal endgültig.

Doch schwelte unter all dieser äußerlichen Unwissenheit der unmerkliche Brand von Unruhe, Verzweiflung und Bösartigkeit. Die Welt stank schon seit langem, Amsterdam fing langsam an, vor sich hin zu räuchern, doch jeder schob es auf die eigene schlechte Laune, auf das eigene Leid, auf die eigene unauflösbare Ehe und auf den Geldmangel. Die

große Offenbarung, daß das Übel zuerst die Welt und dann einige ihrer Bewohner ergriff, hatte noch niemand verkündet.

»Immer trübsinniger wach werden«, das war Innis Wahlspruch in dieser Zeit. Wann seine Nacht stattfand, wurde niemals völlig klar, aber ständig wurde er mitten in der Nacht wach und starb dann – zumindest nannte er das so. Es ist bekannt, daß jemand, der stirbt und auch nur ein bißchen Zeit dabei hat, sein ganzes Leben blitzartig vor seinen Augen vorüberziehen sieht. Und das geschah bei Inni jede Nacht, nur er sah nichts, weil er sich an sein Leben bis zu dem Tag, an dem seine Tante Thérèse auftauchte, kaum erinnern konnte. Alles, was er sah, war ein grauer Film, der ab und zu eine Bildfolge enthielt, in der er – klein oder schon etwas größer – winzige, abrupte Szenen mitspielte, Ereignisse ohne viel Zusammenhang oder auch bewegungslose Bilder von Gegenständen, die unerklärlicherweise in der leeren Rumpelkammer seines Gedächtnisses stehen geblieben waren, wie etwa ein Ei auf einem Teller in Tilburg oder das gewaltige violette Glied eines zufälligen Nachbarn in einer Bedürfnisanstalt an der Schenkkade in Den Haag.

Wie es kam, daß er dennoch Gedichte auswendig konnte, war selbst ihm ein Rätsel, und oft hatte er den Eindruck, daß er vielleicht besser daran getan hätte, sein Leben auswendig zu lernen. Dann hätte er sich nämlich in dem allnächtlich wiederkehrenden letzten Stündchen zumindest einen anständigen Film ansehen können und nicht bloß diese losen Bruchstücke, die keinerlei Zusammenhang hatten, und das sollte man von einem gerade abgelaufenen Leben doch erwarten dürfen. Vielleicht war dieser tägliche Tod deshalb so maßlos unerquicklich, weil nämlich gar keiner starb, da waren höchstens ein paar kaum zusammenhängende Schnappschüsse, die sich niemand jemals ansehen würde. Dieser unabänderliche, unerbittliche, stets gleiche und nichtssagende Zyklus störte ihn tagsüber nicht, denn der Tod gehört ja schließlich nicht so recht zum Leben. Er hütete sich daher auch, mit Zita oder irgend jemand anderem darüber zu sprechen. Zita hatte einen prähistorischen, namibischen Schlaf, und wenn die Stunde des nächtlichen Leidens anbrach, löste er sich aus ihrer totalen Umarmung, ging in ein

anderes Zimmer und weinte bitterlich, aber kurz. Wenn er danach wieder ins Bett stieg, öffneten sich ihre Arme, als sähen sie ihn. Aber es war, als öffne sich da noch viel mehr, eine ganze elysäische Welt voller warmer, weicher Wiesen mit frischem Heu, worin alle Innis der Welt schlafen gelegt werden.

Es war, als hätte sein Mangel an Erinnerung alle anderen angesteckt. Anders ließ es sich nach Innis Meinung nicht erklären, daß ihm später niemand, aber auch niemand sagen konnte, was für einen Sommer das Jahr 1963 gehabt hatte. Wenn von Sommern die Rede war, ganz gleich, von welchen, dachte er stets an die Wälder um das Haus von Arnold Taads herum, bei Doorn: Ein heißer Tag, alles ein bißchen dunstig, ein bißchen schwül, das Gewitter bricht gleich los. Die Tümpel sind schwarz, totenstill und bereit, alles nur mögliche widerzuspiegeln. Die Enten liegen träge in den Röhrichtbüscheln. Auf dem Dach des Landhauses stößt der Pfauenhahn seinen Verzweiflungsschrei aus, und vielleicht geht dann bald das Universum endlich unter. Schon ein bißchen Fäulnisgeruch, denn nun war es die Natur selbst, die schwelgte. Inni brauchte nichts zu tun. Das war so, wie ein Sommer zu sein pflegte. Daher mußte auch der Sommer von 1963 so gewesen sein, bis jemand für ihn in einem Zeitungsarchiv nachsah und ihm berichtete, im Sommer 1963 habe es dauernd geregnet. Wohl wußte er noch – und das hatte sich ihm fest eingeprägt –, daß er sich in jenem Jahr in ein Barmädchen vom Voetboogsteeg verliebt hatte und daß in der Küche des Hotels Victoria ein italienischer Gastarbeiter beschäftigt war, der in seiner Freizeit fotografierte. Er hatte einmal eine Aufnahme von Zita für das Wochenblatt »Taboe« gemacht, das zwar nur zwei Nummern alt werden sollte, wohl aber alt genug, um dem Glück von Inni und Zita ein Ende zu bereiten. Denn wie dem auch sei, dieser lange Verschleiß, dieser Tatbestand, daß man einander sorgfältig konsumierte, als habe man es mit einer nie zur Neige gehenden Speise zu tun, diese langen, für eine leere Filmrolle bestimmten Amsterdamer Nächte voller Körperverlagerungen und plötzlicher Visionen – das alles

zusammengenommen war das Glück, und das alles sollte verschwinden und nie mehr wiederkehren. Nie mehr.

Die Bar war lang und dunkel, bestimmt für Börsenjobber und Provinzler, ein schlechtes Publikum, das zu spießig war, zu den Huren zu gehen, und zu knauserig, sich eine Freundin zu halten, und statt dessen im götterdämmernden Licht der schottengemusterten Bar auf den sehr großen, weißen Busen in Lydas Ausschnitt glotzte. Und dieses Vergnügen mußte bezahlt werden mit einem endlosen Strom aus Crème de menthe und Soda. Das war es gewesen, dieser träge Strom grüner Flüssigkeit, der in ihrem weiten Mund verschwand. Das und die silbergrau eingesprühte, blödsinnig hohe Frisur und die großen weißen Brüste, von denen so viel und dennoch zu wenig zu sehen war – und der Umstand, daß sie über einen Kopf größer war als Inni.

»Von innen bin ich völlig grün«, sagte sie regelmäßig, und auch das regte ihn auf. Seit der ersten, echten Lyda, die nicht Lyda, sondern Petra hieß, hatte es in Innis Leben viele Lydas gegeben, und da er kein eingefleischter Philosoph war, hielt er verschiedene Erklärungen dafür bereit. Manchmal hatte es wirklich etwas mit Liebe zu tun, doch es kam auch vor, daß er sich für einen Vampir hielt, der nur leben konnte, wenn er »Licht« saugte aus Frauen; Zufallsbekanntschaften oder, wie er es nannte, unbestimmbare Lebewesen weiblichen Geschlechts. Diese kurzzeitigen Besteigungen und Austauschvorgänge, diese wechselseitige Verabreichung nahezu namenloser Ereignisse flößten ihm dann zeitweise doch noch das Gefühl ein, daß er existiere. Nicht, daß er das stets so herrlich fand, aber manchmal, wenn es schien, daß die Zeit gar nicht vergehen wollte, wenn die Tage ihn durch ihre unvorstellbare Länge aus der Fassung brachten, wenn es ihm so vorkam, als gebe es mehr Stunden und Minuten als Wasser und Luft, dann machte er sich zurecht wie jemand, der Lust hat zum Bumsen, und lief wie ein Hund hinaus auf die Straße, verkroch sich dann aber abends um so tiefer in Zitas Armen. Doch es gab auch andere Zeiten, Tage, an denen der Jäger sich jagen ließ, Zeiten, in denen die Gegenstände nicht so nachhaltig vorhanden waren

und in denen er nicht immer, wenn er ein Auto sah, auch »Auto« dachte, in denen die Tage nicht wie leere und nie auszufüllende Elemente um ihn herumhingen. Er war dann ekstatisch, lief durch die Stadt, als könne er fliegen, und überließ sich jedem, der auf einen kurzzeitigen Besitz von Inni Wintrop Anspruch erhob.

Zita wurde da völlig herausgehalten. Er hatte beschlossen, sich – solange die Welt und somit auch er selbst existierte – an Zitas Leitsatz zu halten, und der war einfach: Sie wolle, was er auch treiben mochte, nichts wissen, denn sonst müsse sie ihn umbringen, und damit sei niemandem gedient.

In dem Jahr, von dem hier die Rede ist, brach eines Tages plötzlich der November an. Inni hatte ein von seinem Vormund ererbtes Stück Land verkauft, mit dem Notar in der Oesterbar gespeist und Zita zu einer Freundin in Zuid gebracht. Und nun war er damit beschäftigt, Lyda mit Crème de menthe zu bewirten.

»Heute abend komme ich mal mit zu dir«, sagte er, überzeugt, daß das eine perfekte Amsterdamer Bewerbung sei.

»So«, sagte sie und hielt den Kopf schräg, wie ein Papagei, der einen seltsamen Ton gern noch einmal gehört hätte. Sie nahm wieder ein Schlückchen, und als Inni das grüne Zeug abwärtsgleiten sah, spürte er, daß ihm die Erregung langsam aus den Zehenspitzen aufwärts kroch. Außer der Crème de menthe war da noch die endlose Treppe zur Dachkammer gewesen, die ihn unvorstellbar erregt hatte, und schließlich der Raum selbst mit dem Rotanstuhl, dem Nescafé, den Ringelblumen, dem Kokosläufer und dem eingerahmten Bild ihres Vaters, einem kahlen Lyda-Kopf, der aus dem Totenreich argwöhnisch in das Zimmer schaute, um zu sehen, wen sie nun schon wieder bei sich hatte. Inni fand es ergreifend, jemanden, den er noch nie unbekleidet erblickt hatte, als Akt zu sehen. Es war erstaunlich, daß man wildfremde, angezogene und aufrecht gehende Menschen irgendwo in einem hölzernen Vogelkäfig in einem namenlosen Stadtviertel mit wenigen Handgriffen in ihren natürlichsten Zustand zurückversetzen konnte und daß die Unbekannte, die in der Espresso-Bar eben noch im »Elsevier« herumblättert, im Bett nackt neben einem lag,